...Richtenden eingezogen wurde, so ließen es sich die Richter auf Kosten der Angeklagten recht wohl sein, und wenn man sich gütlich getan hatte, ließ sich der Prozeß durch einige Daumenschrauben und Fußeisen „welche, da sie in der Gemeine nie zur Stelle waren, stets von dem Richter zu Schwelm ausgeglichen werden mußten", umso schneller beendigen.

Dem katholischen Pfarrer zu Schwelm hatte sich jener Müllringhus anvertraut, daß er, da seine Weiden kein Gras lieferten und seine Kühe das „naß eingeschneuerte Futter nicht fressen wollten", sich der Hexe zu V . . ., welche „in gute Beziehungen zum Leibhaftigen stehe", verdingt habe. Am 5. Mai desselben Jahres ging jener Pfarrer her, und meldete den Fall „der obrigkeitlichen Behörde", die dann jenen Müllringhus zum Verhör zog. Noch während man den Angeklagten im Gefängnis durch eine starke Tortur zum Geständnis zwingen wollte, hatte man inzwischen seine Ehefrau, nebst Schwester „gefänglich eingezogen", die beiden Frauen kurzerhand zu Hexen gestempelt und noch am selbigen Tage, den 8. Mei 1631 fast zu Tode gefoltert. Gern hätten die Richter auch die „beyden Burschen der vom Hexenwahn besessenen Familien Müllringhus zum Gegenstand der Verfolgung gemacht" wenn nicht diese rechtzeitig von „unbekannter Hand gewarnet" und sich „im letzten Augenblicke aus dem Staube gemacht hätten."

Im Juni 1631 nach „vorausgegangener Schlägerei" mit ihrem Onkel, kam die erst 19jährige Katherina zum Bicken aus dem „Flecken Boerde" zur Untersuchung. Man „transportierte sie nach dem Schwelm, wo man die Maid am nächsten Tage todt im Gefängnis fand, nachdem sie den Tag vorher gehörig gefoltert worden war". Das konnte nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sein, erinnerte sich doch der Exekutator, daß beim Foltern eine Speckmaus, so groß, wie eine richtige Taube, in dem Gefängnisraum geflogen kam, und man war sicher, daß da nur der Teufel seine Hand im Spiele gehabt haben mußte.

Bedenkt man, welche sittlich verwahrlosten Soldaten durch den langwierigen Krieg das Land durchzogen, die von allerlei magischen Künsten Kenntnisse hatten und nicht unterlassen haben werden, bei dem Volke den Glauben daran zu festigen, dann ist es kein Wunder, daß ein solcher Wahn gerade im Laufe dieses Krieges in ganz Deutschland zu einer solch unglaublichen Höhe gesteigert wurde. Auch dürften die damals ausgeprägten Parteien unter dem Volke, von dem ein Teil für das Kaiserhaus schwärmte, der andere dessen Macht verabscheute, der augenblicklich herrschenden Partei die Mittel an die Hand gegeben haben, die Gegner als Zauberer und Hexen aus dem Wege zu räumen. Das Hexenwesen bekam erst da einen starken Stoß, als auch angesehene Personen — unsere Heimat nicht ausgenommen — in Gefahr kamen, in dergleichen Prozesse verwickelt zu werden. So war der „Secretarius eynes angesehenen Edelmannes aus dem Gebiethe der Ennepe" von einer wegen Hexerei in Untersuchung gezogenen Person in Dortmund angezeigt worden, daß er als Hexenanhänger dem Hexentanz nicht nur beigewohnt, sondern sich auch sonst noch „unmanierlich" aufgeführt habe. Nur dem Umstand, daß jener Edelmann sich energisch für seinen Diener einsetzte, war es zu danken, daß man „ihm zu Belieben und Gefallen den Proceß einstellete."

Im Laufe der Zeit wurde man dann auch in Westfalen vorsichtiger, und mit dem frivolen Hinrichten ging man sparsamer zu Werke; das dann auch gegen Ende des Jahres 1632 merklich nachließ. Hinzu kam noch, daß das Glück der schwedischen Waffen sowohl den Protestanten als auch den Katholiken eine andere geistliche Richtung verlieh. Mit der Zeit dachte man milder über „diese übele Erscheinung der Zeit" und man verhehlte es sich nicht mehr, daß manchem Angeklagten schweres Unrecht geschehen war.

Reiseeindrücke aus Westfalen vor 100 Jahren.

Ballonaufstieg in Fredenbaum anno 1828.

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen." Welche Eindrücke Reisende der Zeit vor 100 Jahren von einigen westfälischen Städten erhielten, sei in kurzen Zügen hier aus den Reiseberichten wiedergegeben, die der seinerzeit in Rheinland und Westfalen und darüber hinaus vielgelesene „Rheinisch-Westfälische Anzeiger" in Hamm i. W. veröffentlichte.

Ueber Dortmund schreibt ein Reisender etwa folgendes: „Die Einwohner dieser Stadt sind ein „lebenslustiges, freisinniges Völkchen", das es einem recht angenehm macht, in den Mauern dieser Stadt zu verweilen. Standesunterschiede kennt man in Dortmund nicht. Alle leben in herzlicher Eintracht. Ohne Scheu spricht man aus, was dem gesunden Menschenverstand als richig erscheint. Schönste Harmonie herrscht zwischen Katholiken, Lutheraner, Calvinisten und sonstigen Verehrern Christi. Wie das für die einzelnen Gemeinden gilt, so ist es auch von ihren Geistlichen zu sagen, die zudem durchaus nicht weltfremd sind, sondern sich gern bei öffentlichen Veranstaltungen zeigen. Sieht man bei diesen Veranstaltungen bei den Bürgern der Stadt stets frohe Gesichter, so lebt auch froher Geist im Familienkreise. Besonders genießt hier die liebe Jugend so ganz ungestört die süße Wonne, sich sorglos ihres Daseins zu freuen". Rühmend wird das soziale Empfinden der Bürgerschaft Dortmunds hervorgehoben. Handelt es sich darum, für irgend eine Sache zum Besten der Notleidenden eine Stiftung zu machen, so opfern jung und alt bereitwillig.

Mit Freude wird festgestellt, daß das Stadtbild sich in den letzten zwanzig Jahren wesentlich zu seinem Vorteil verändert habe. Um 1810 „mußte man auch bei Tage die Augen und die Beine gebrauchen, wenn man in den Straßen der Stadt fortkommen wollte. Jetzt kann man mit der größten Bequemlichkeit sogar in dunkler Nacht mit der Laterne, wie beim Mondenschein, überall hinsteuern, und nicht selten sieht man an einem einzigen Tage mehr Equipagen hin- und herfliegen, als in alten Zeiten im ganzen Jahre". Man war also schon damals auf Ausbau und Pflege der Straßen sehr bedacht. Auch die öffentlichen und Kommunalwege um Dortmund fielen unter diese Sorge und waren stets in bester Ordnung! Erfreut ist unser Reisender darüber, daß der Stadtwall für die Spaziergänger so manche Annehmlichkeit aufweist. Wenn auch das mittelalterlich gewichtige Aussehen der alten Hansestadt durch das Fallen einer großen Zahl der zwecklos gewordenen Türme etwas gelitten hat, so macht sie doch noch immer einen imponierenden Eindruck. Auch auf dem Gebiete der schönen Künste leistete Dortmund schon vor hundert Jahren mancherlei. Von einem „Konzert" (gemeint ist eine Art Instrumental- und Vokalvereinigung der Bürger, wie neben Dortmund z. B. auch Münster und Hamm eine solche Vereinigung aufweisen) werden jährlich etwa zwanzig Abonnementskonzerte veranstaltet, auf die eine große Zahl Musikliebender abonnierte. (Ich habe übrigens schon für den 8. 11. 1819 von der „Konzert-Direktion" Dortmung ein „Vokal- und Instrumentalkonzert" angemeldet gefunden!) Von dem ersten der erwähnten Art von Konzerten der Saison 1828 berichtet unser Briefschreiber, daß sowohl Orchester als auch Chor den Beweis der intensivsten Arbeit in den Proben erbrachten und „die erste Sängerin und der erste Violinspieler", dazu die Posaunisten Schmidt (Vater und Sohn) besonders starken Eindruck machten.

Wie so für die künstlerisch eingestellten Bewohner Dortmunds gesorgt wurde, so kam auch die schaulustige Menge auf ihre Kosten. Ein Fest geradezu war das Aufsteigen eines Luftballons am Fredenbaum am 1. September 1828, dem „ein brillantes Fuftfeuer, mit abwechselnden Batterien von Leuchtkugeln und Raketen" folgte. Eine rauschende Janitscharenmusik spielte dazu ihre Weisen.

Der Kreis Bochum schien vor einem Jahrhundert nicht den günstigsten Eindruck auf die Durchreisenden zu machen. Wir hören einmal, daß es mit der persönlichen Sicherheit dort nicht gut bestellt sei. Gegen diese Verunglimpfungen wird jedoch von den Bewohnern des Kreises entschieden Verwahrung eingelegt. Wir lesen: „Auffallend wenige Vorfälle" (von Todschlägen, Schlägereien und Diebstählen) „haben sich gerade seit vier bis fünf Jahren in unserm Kreise gezeigt; wo wäre denn hier die ausgesprochene Unsicherheit uff.? — — — Es müßte befremden, wenn in einer so stark bevölkerten Gegend, wie die unserige ist, die bald 6000 Einwohner auf jeder Quadratmeile hat, nicht Exzesse mancher Art vorfallen sollten; dagegen (schreibt der Einsender der Zeitung an den Anzeiger') kenne ich wenige Gegenden, wo der Landmann so fleißig und so wenig dem Trunke ergeben ist, wie um Bochum herum." So versuchte man mit allen Mitteln den Ruf der Gegend um die älteste Stadt der Grafschaft Mark zu heben.

In Gelsenkirchen allerdings scheint es damals doch etwas unsicher gewesen zu sein. Man drängt infolgedessen den Ortsvorstand, er möge, da ihm nun schon mehrere Klagen zu Ohr gekommen seien, endlich hilfreiche Hand bieten und Ordnung und Ruhe herstellen, denn „am vorigen Sonntag (3. Januar 1828) sind hier abermals in dem Hause der Witwe Schmidtmann blutige Händel vorgefallen, wobei Schoppe zu Rothausen bedeutende Verletzungen am Kopfe erhalten hat". Es ist natürlich, daß die Bewohner Gelsenkirchens sich auf Grund eines derartigen Falles gegen die Meinung wehren, Gelsenkirchen sei „eine Mörder- und Banditenhöhle". Mit solcher „blutigen Handthierung" befaßten sich wohl ab und zu die Eingewanderten. Der Grundstamm der Bewohner Gelsenkirchens aber hege Liebe und Friede. So etwa wird der oben erwähnten Meinung entgegengetreten.

Ueber Altena und das werktätige Leben des Ortes hören wir aus jener Zeit, daß von dem dort hergestellten Draht derart viel geliefert werden soll, daß kaum alle Bestellungen ausgeführt werden können. Dieser Faktor trug dazu bei, daß der Wert der Drahtrollen, der um etwa fünfzig Prozent gesunken war, allmählich wieder stieg. Das vor diesem Preisabstieg geschehene Sinken des Wertes sollte darin seinen Grund haben, daß der Draht gezogen und gewalzt wurde. Da sich in der Nähe Altenas damals bereits fünf Drahtwalzen befanden, die besseren Draht herstellten, so ging der Absatz der Altenaer Reidemeister, wie die Hersteller des Drahtes genannt wurden, sehr zurück. Um den obenerwähnten besser werdenden Geschäftsgang noch mehr zu heben, empfahl man die allgemeine Einführung der Drahtwalzen. Bedauert wird, daß die 700jährige Burg immer mehr verfällt, der schöne Bau, der schon „manchen sonderbaren Wechsel ausgehalten, früherhin der Sitz der Grafen von der Mark, späterhin der Sitz pensionierter Kommandanten, dann das Gefängnis für Verbrecher und jetzt der Aufenthaltsort der Waisen".

Von Limburg — heute Hohenlimburg — plaudert ein Reisender folgendermaßen, nachdem er vom Anblick des Schlosses kurz gesprochen hat. „Ein Nebelschein umhüllte es in einem magischen Dunkel; hier und da glimmte ein spärliches Licht in der fernen Tiefe, und meine hierdurch aufgeregte Phantasie stellte mir das jetzt vor mir liegende Thal noch reizender und bezaubender dar, als ich es mir früher ausgemalt hatte: so wie ein verbergender Schleier die Reize einer Schönen erhöhet und gewöhnliche Menschenkinder zu lieblichen Engeln erhebt." Am ersten Abend seines Aufenthaltes in Limburg wurde er von dem Wirte seines Gasthauses in eine Gesellschaft (wahrscheinlich handelt es sich um den wissenschaftlichen Verein, der damals schon in Limburg bestand und gediegene Abende veranstaltete) eingeführt, von der er ganz begeistert berichtet. Zuvorkommenheit und Artigkeit gegen Fremde zeichnen die Mitglieder der Gesellschaft aus, die muntere und interessante Gespräche zu führen wissen. Eine schöne Auswahl von Zeitschriften „bekundet Bildung und Geschmack. Allgemeine, belehrende Gespräche wurden hier angeknüpft", in denen jeder frei seine Meinung äußerte. Kurz: Es ist anders in dieser Gesellschaft Limburgs, als es sonst in Gesellschaften zu sein pflegt, so daß man sie als eine der ersten Gesellschaften der Mark bezeichnen darf, die manchem anderen Orte als Vorbild dienen könnte.

Wir kommen die Lenne aufwärts nach Siegen und vernehmen, daß im Siegerlande und den angrenzenden Gebieten das Postwesen viel zu wünschen übrig läßt. Man steckt hier noch in den Anfängen der Verkehrsentwicklung, die aber infolge der Neuordnung des Postbetriebes durch von Nagler gute Fortschritte verheißt. Die Stadt macht mit den sie überragenden Schlössern und ihren sauberen Gassen einen freundlichen Eindruck. — Es sei hier abschließend bemerkt, daß Siegen, nachdem es 1815 preußisch geworden war, sich stets der besonderen Fürsorge des ersten Oberpräsidenten Westfalens, Ludwig von Vincke, erfreute, was natürlich für die Stadt von großem Vorteil war.

Mitgeteilt von Dr. Sch.

Verantwortlich: Walter Peddinghaus (erkrankt), i. V. Albert Maaß, Hagen.
Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Westfälischer Humor.

En anröchliget Verstiäck (Ein anrüchiges Versteck).

Lisette hadde drei groute Jungs. Wann dä et Sundagowens no Huse kamen, woede noch iämen et Broutschapp rewendeiert. Besunners de Wuost mochte dran goüwen. Stücke woen afgesäbelt oan äinem Enne bis an't annere. Wann Lisette t'muorgens Wuost op de Büötters leggen woll, was blouß noch de Bünne do. Lisette lagg de Wuost es op ne annere Stie. Et halp nit. Sei verstüchede se uowen op 'm Schapp. Et badde nit. Selwert im Kuollkassen funnen se dä Dunnerkiels. Lisette schannt, wa't heilge Tüch holl. Nix te maken.

Aeines Mundagmuorgens kam Lisette met 'm Enne Wuost ut de Schlopstouwe. „Mouder, bo hiesse dä Wuost denne hallt?" freig Kaal. „Ut de Nachtskunsoule!" Fritz schnüffelde un vertrock sine Näise. „Dat es jou Liäwerwuost," sag he, „dä mag ek nit." Kaal mulde ouk: „Dä hef ek mi läid iätten." Gustav woull ouk käine. „Sou," sag Lisette, „wann nu noch äinmoul de Wuost ut'm Schappe es, dann kömmt se ümer dohen." Dat halp!

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 10 Oktober 1938

Ein Wirtschaftsbild von Hagen aus dem Jahre 1808.

Als Hagen noch 2000 Einwohner hatte.

In alten Reiseerinnerungen zu blättern, ist für uns Menschen der Gegenwart oft von hohem Reiz. Vor hundert und mehr Jahren reiste man noch gemächlicher durch die Lande als in unserer hastenden Zeit und fand auch hinreichend Muße, seine Reiseeindrücke ausführlich und mit Betrachtungen mancherlei Art zu Papier zu bringen. Je weiter solche Aufzeichnungen in die Vergangenheit zurückreichen und je individueller sie gefärbt sind, desto fesselnder und aufschlußreicher pflegen sie für uns zu sein. Insbesondere für die Volkskunde und Heimatgeschichte einer Stadt oder eines Gebietes bilden derartige Reisebericht eine der ergiebigsten und wertvollsten Quellen.

Was uns im Nachstehenden über Hagen erzählt wird, geht in den Sommer 1808 zurück. Die Schilderung ist also gegenwärtig bereits 130 Jahre alt. Wir verdanken sie einem einstmals viel gelesenen, heute aber längst vergilbten und vergessenen Reisewerk, das den Titel führt: „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise". Der aus Hamburg stammende Verfasser, Philipp Andreas Nemrich mit Namen, hatte vom Mai bis zum November 1808 eine große Reihe süddeutscher und westdeutscher Städte besucht und bei dieser Gelegenheit auch Hagen näher kennen gelernt. Von dem Industrie- und Erwerbsleben, das hier damals herrschte, entwirft er in seinem „Tagebuch" folgendes Bild:

Hagen ist ein an der Volme in einem angenehmen Tale liegendes Städtchen mit etwas über 2000 Einwohnern. Das Gericht Hagen, welches vier Quadratstunden hat, zählt nahe an 10 000 Seelen. In der Stadt selbst ist die Fabrikation des Tuches das Hauptgeschäft. Denn die Stahl- und Eisenfabriken befinden sich größtenteils in der benachbarten Gegend. Von den Besitzern derselben wohnt ein Teil in der Stadt und ein anderer auf den umliegenden Gütern und Dörfern.

Die Tuchfabrik in Hagen ist erst vor 60 oder 70 Jahren, als eine Feuersbrunst in Lennep verschiedene Fabrikanten von da hierher zu ziehen bewog, in Aufnahme und Ansehen gekommen. Die Familien Moll und Schürmann waren die ersten, welche sich hier etablierten. Mit der Tuchfabrikation ist es hier fast ebenso wie in Lennep beschaffen. Man verfertigt feines und gewöhnliches Tuch und bedient sich dabei der spanischen, sächsischen und schlesischen Wolle. Auch Kasimire werden gemacht.

Seit ungefähr zehn oder zwölf Jahren hat sich das Tuchgeschäft in Hagen sehr gehoben und manche Arten von Verbesserungen erfahren. Christian Moll hält 16 Schermaschinen, die vom Hofmechanikus Uhlhorn in Oldenburg verfertigt worden sind. Derselbe geschickte Mechaniker hat eine eigene Art von Spinn- und Kratzmaschinen auf Wolle, Baumwolle und Flachs erfunden und wird diese wahrscheinlich bei Christian Moll aufstellen. Die früheren Versuche mit Kratz- und Spinnmaschinen in Hagen konnten nicht ganz zur Vollkommenheit kommen und sind daher eingegangen.

In mehreren benachbarten Orten, namentlich in Herdecke, Westhoven, Schwerte, Blankenstein und Hattingen werden ebenfalls, jedoch bei weitem nicht in dem Umfange als in Hagen, Tücher fabriziert. In Eilpe, einem Dorf, das nur eine Viertelstunde von Hagen liegt, werden vielerlei Eisen- und Stahlwaren, insonderheit Hauer, Kniepen, feine englische Taschenmesser, Walzen, Schrauben, Pressen wie auch große schwere Lastwagenbalken usw. in beträchtlicher Menge angefertigt. Im allgemeinen gehören aber diese Artikel zu den Fabrikaten der Enneper Straße. Vornehmlich bemerkenswert ist das gedachte Dorf Eilpe wegen seiner drei Papiermühlen, die erst vor hundert Jahren von einigen Fabrikanten aus Mülheim an der Ruhr in dieser Gegend angelegt worden sind. Diese Mühlen beschäftigen an 150 Arbeiter und fabrizieren Druck-, Schreib-, Post-, Zeichen-, Pack- und Tabaks-Papiere.

Von Hagen bis Gevelsberg erstreckt sich in einer Länge von drei bis vier Stunden die Enneper Straße, welche von dem Fluß Ennepe ihren Namen erhalten hat. Eigentlich beträgt der Enneper Strom mit seinen vielen Krümmungen drei Meilen. Er ist so sehr mit Wasserwerken besetzt, daß nicht nur neue Werke auf frischem Boden anzulegen fast eine Sache der Unmöglichkeit ist, sondern daß auch Tausende um einen Zoll höhere Wasserbauungen verprozeßt werden. Bei Hagen fällt die Ennepe in die Volme, welch letzterer Fluß wegen der schlechten Wege und seiner größeren Entfernung von den Steinkohlenbergwerken bei weitem nicht so mit Anlagen besetzt ist. Die ganze Enneper Straße kann von ein bis zwei Stunden her mit Steinkohlen aus der Nachbarschaft, insonderheit aus dem sogenannten Schlebuschbergwerk, reichlich versorgt werden. An der Volme und Ennepe befinden sich viele Hämmer: Rohstahl- und Stabhämmer, Reckhämmer, Sensenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Poliermühlen.

Das rohe Eisen, woraus man auf der Enneper Straße den Rohstahl verfertigt, wird hauptsächlich aus dem Siegenschen wie auch aus Altenkirchen und von sonstigen Orten bezogen. Vor ungefähr 120 Jahren geschah hier das Schmieden des Rohstahls noch in Schmiede-Essen und hieß Beckenstahl, weil er in beckenförmigen Stücken von vierzig Pfund geschmiedet war. Diese Methode wurde durch die Einführung der Schmiedearbeit auf Wasserwerken verdrängt. Der ehemalige Beckenstahl wird für besser als der jetzige Rohstahl gehalten, weil man ihn mit mehrerem Fleiß verfertigt hat.

Ein Hauptfabrikat der Enneper Straße waren von langer Zeit her die blanken oder weißen Sensen nebst den Futterklingen oder Strohmessern. Es sind eiserne Sensen, deren Schneide verstählt ist; sie werden in Steinkohlen bearbeitet und gehärtet. Man verfertigt jährlich an Sensen und Strohmessern ungefähr 30 000 Dutzend zum Wert von 200 000 Talern. Vor 20 oder 25 Jahren war das Produkt wenigstens um ein Drittel stärker. Denn gegenwärtig werden die Wasserwerke zu den weißen Sensen immer mehr und mehr auf andere Gegenstände, besonders auf Stahl, umgestellt.

Die Sensen und Futterklingen werden gemeiniglich dutzendweise in Stroh gepackt und versandt. Außerdem kaufen die Winterberger sie in großen Quantitäten auf und hausieren damit durch ganz Deutschland und andere Teile von Europa.

Winterberg ist ein im Herzogtum Westfalen ungefähr zehn Meilen von der Enneper Straße liegender Bergort. Die ganze Gegend umher ist öde und wild. Die Bewohner treiben einen besonderen Handel, von dessen Beschaffenheit mir ein Reisender, der den Winterberg oft besucht, folgendes erzählt hat: Es formieren sich daselbst jährlich mehrere aus zwanzig oder mehreren Personen bestehende Gesellschaften, die unter sich einen Direktor ernennen. Sie haben aus verschiedenen Gegenden Deutschlands allerlei Arten von Fabrikwaren aufgekauft und zusammengebracht. Von diesen halten sie ein Inventarium, packen sodann die Waren auf Karren und lassen sie nach solchen Punkten führen, von wo sie damit hausieren wollen. Die jungen Burschen trennen sich dann; ein Teil geht mit seiner Ware auf dem Rücken hier- und der andere dahin. Man sieht die Winterberger im Süden und im entferntesten Norden. Nach Verlauf eines Jahres oder früher treffen die jungen Leute wieder in Winterberg zusammen. Ein jeder liefert Rechenschaft von seinem Geschäft. Der reine Gewinn wird geteilt, und damit ist für dieses Mal die Sozietät aufgelöst.

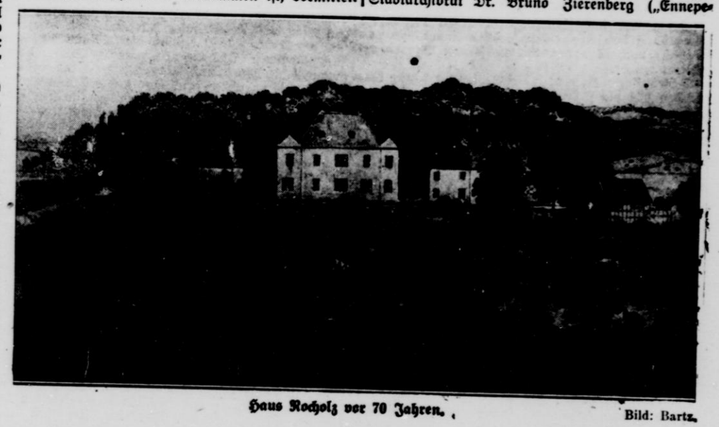
Heinrich Koch (Heidelberg).

Zur Namendeutung von Haus Rocholz.

Das Haus des Ritters Rochol von Berghem.

Auch wenn man der im folgenden dargelegten Deutung des Verfassers vielleicht nicht ohne Einschränkung zustimmt, mag doch seine Ueberzeugung, das bei Gevelsberg liegende Haus Rocholz trage seinen Namen nach dem Ritter Rochol von Berghem neuer und fruchtbarer Anlaß zur Beschäftigung mit dieser Namendeutung sein. Aus diesem Grunde sei den Ausführungen hier Raum gewährt.

Unser schönes Bild, das dem Buche „Die laendlichen Wohnsitze, Schloesser und Residenzen der Ritterschaftlichen Grundbesitzer in der Preußischen Monarchie Westfalen 1" entnommen ist, vermittelt uns einen eindrucksvollen Blick auf das in der Gemeinde Berge, nördlich von Gevelsberg-Vogelsang liegende Haus Rocholz, wie es sich vor jetzt 70 bis 80 Jahren, vom Hagebölling aus gesehen, den Augen darbot. Heute liegt es versteckter, und viele von denen, die es überhaupt kennen, haben es zumeist nur von der weniger freundlichen Nordseite gesehen, an der die Talbahn Hagen-Altenvoerde vorbeiführt. Wie malerisch wirkte aber einst dieses Kleinod des mittleren Ennepetals, das auch heutzutage noch da steht, wie dem heimatlichen Grund und Boden entwachsen! Treffend kennzeichnet der verdiente Gevelsberger Stadtarchivrat Dr. Bruno Zierenberg („Ennepe-



Haus Rocholz vor 70 Jahren. Bild: Bartz.

Nr. 240

Tok



Die japanische ... türlichen Operati... Küste der Provi... seit langer Zeit ... gonnen. 85 japa... portschiffe landete... in der Blasbuch... Hongkong. Der ... Mitteilung des ... den Krieg in Asi...

...ese könne es dahe... Rächte sämtli... ten, die bei den ... einer Einmischung ... könnten.

Ferner richtete ... Frage kommenden ... Möglichkeit von sü... und Schiffseinheiten ... rend der Dauer der ... Nur auf diese Weise ... falle zwischen diesen ... macht permissen ... vorliegen, so müßte ... Gründe für Truppen ... Hoheitsgebiete und ... derartiges Ansinnen ... Bereich der Möglichk...

Die Note des ... schließlich an die ... ringone im chinesisch... ausländischer Staat... ausdrücklich darauf ... ausländischer Staat... müssen. Sämtliche... wird seitens der ... gesagt, das bezeich... verlassen.

Der japanisch...

Schanghai, 13. ... ...ischen Nordchinafront ... Stelle wird mitgeteilt, ... Truppen in Südchina ... zwischen der Wetter begleitet ... hervorragend ...

Volmetal und Lennetal im 30jährigen Kriege.

In seinem viel gelesenen Roman „Der Wer-wolf" hat Hermann Löns so lebendig und ergreifend die furchtbaren Verwüstungen und Nöte geschildert, die der Dreißigjährige Krieg unter der Bauernschaft der Lüneburger Heide angerichtet hat. Leider ist aber viel zu wenig bekannt, daß die Zustände an der unteren Volme und Lenne ganz ähnlich waren. Es sei mir deshalb erlaubt, im folgenden eine kurze Darstellung dieser Zustände zu geben.

Was dieser Gegend, also dem Gebiete um Hagen und Altena, so gefährlich wurde, war ihre Lage im Schnittpunkt zweier wichtiger Straßen zwischen Rhein und Weser. Die bedeutendste führte von Köln-Deutz über Schwelm und das Ennepetal nach Hagen, und von dort über Hamm und Soest gegen Osten. Eine zweite, auch nicht unwichtige, kam von Bonn her das Aggertal herauf und über Breckerfeld das Volmetal hinunter nach Hagen, wo sie die vorige Linie kreuzend nach Herdecke — Dortmund weiterlief. Ueber Hagen zogen also nicht nur alle friedlichen Reisenden, sondern ebenso im Kriege die Heereshaufen, die vom Rhein her nach Westfalen vordringen wollten und umgekehrt.

Das sehen wir schon in den letzten Jahrzehnten vor Beginn des Krieges. Anno 1583 machte der Kölner Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg den Versuch, sein Erzbistum in ein weltliches, evangelisches Fürstentum zu verwandeln. Die Folge war seine Absetzung durch den Papst, während Ernst von Bayern mit dem Erzstift belehnt wurde. Truchseß sammelte in seinem Herzogtum Westfalen und Arnsberg sowie Attendorn ein Heer und zog damit über das untere Lenne- und Volmetal gegen die dem Bayern zu Hilfe kommenden Spanier. Er mußte aber der Uebermacht weichen und auf sein geistliches Kurfürstentum Verzicht leisten. Doch haben noch bis 1588 von dem im Besitz des reformierten Grafen Bentheim befindlichen festen Schloß Limburg Anhänger des Entthronten in Verbindung mit sauerländischen Adeligen die ganze Umgebung beunruhigt und gebrandschatzt, bis das Schloß von Truppen des Ernst von Bayern erstürmt wurde.

Aehnliches erlebte unser Gebiet im Jülich-Cleviſchen Erbfolgestreit. Nach dem Tode des letzten Clever Herzogs 1609 erhoben die beiden nächsten Erbberechtigten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Friedrich Ludwig von Pfalz-Neuburg, ihren Anspruch auf den großen Clever Besitz. Ersterem kamen die Holländer, dem zur katholischen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen die Spanier zu Hilfe. 1615 führte der Brandenburger Resident, Kurprinz Friedrich Wilhelm, eine holländische Truppe das Lennetal hinauf nach Altena und besetzte das dortige Schloß. Im folgenden Jahre suchten die Spanier die Mark heim. Dazu wütete in dem armen Hagen und seiner Umgebung 1609 eine schlimme Pestepidemie, die schwere Opfer forderte. 1622 finden wir wieder die Spanier an der unteren Lenne. Sie vertrieben die holländische Besatzung der Burg Altena und hielten die Stadt monatelang besetzt, ebenso Lüdenscheid, Schwelm, Hagen und Dahl an der Volme. Wohin aber diese spanischen Söldner mit ihrem Troß von Weibern, Kindern, Händlern und den besonders räuberischen Trossbuben kamen, begannen für die unglückliche Bevölkerung Tage des größten Elends und Jammers.

Schon 1623 haben die Bedrückungen ein solches Uebermaß angenommen, daß die Landstände unseres Gebietes sich an die Regierungen in Holland und Spanien wandten mit der flehentlichen Bitte, man möge doch das Land nicht gänzlich zugrunde richten. Aber was halfen solche Bittgesuche! 1624 wird schon wieder gemeldet, daß die Spanier im Volmetal sind und Dahl turbieren.

Mit der Not aber wächst leider auch die Zwietracht zwischen den davon betroffenen Städten und der Landbevölkerung, von denen jeder sich von dem anderen Teile rücksichtslos benachteiligt glaubt. Am 18. November 1627 schicken die Bauern in den Kirchspielen und Dörfern des Amtes Altena an die pfalz-neuburgische Regierung in Düsseldorf eine Supplikation, worin sie sich beschweren, daß die Bauerschaft durch die Kriegslasten viel schwerer bedrückt würde als die Bürger in den Städten Lüdenscheid, Breckerfeld und der Freiheit Altena. In den letzten sechs Jahren sei die Bauerschaft gar jämmerlich durch starke militärische Einlagerungen, Contributionen, Fouragierungen, Durchzüge, Nachtlager, Convoi (Geleitfuhren), Gelderpressungen und anderen unzähligen Bedrückungen bis auf den Grund ausgesogen und martyrisiert worden. Trotzdem suchten die Städte noch ihre Einquartierungslasten auf die Bauersleute abzuwälzen. Die Regierung möge dem Drosten befehlen, sie vor weiteren Anforderungen und Streifzügen der in den Städten einquartierten Kriegsleute zu schützen. Eine ähnliche Beschwerde des folgenden Jahres besagt, daß Handel und Gewerbe darniederliegen. Viele Menschen „winseln jämmerlich" um Brot, ohne doch solches erlangen zu können. Seit 1614 sei die Bauerschaft unaufhörlich zu Holzfuhren und anderen Lasten herangezogen und bei der Einlagerung des Obristen von Gonzalos, dem Leo Crapellos ganze Reiterei folgte, höher als die übrigen Aemter beschwert worden. Und schon lagen 1629 wieder im Amt Altena drei Kompanien des Regiments Ernitte und 1630 der schlimme Obrist Boeninghausen dort im Winterquartier, der beim Abzug noch 4500 Reichsthaler forderte.

Als Anfang 1630 endlich die Teilung zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg zustande kam, wodurch die Mark nun endgültig an Brandenburg fiel, mochte vorübergehend eine kurze Erleichterung eintreten. Aber wir stehen ja mitten im Dreißigjährigen Kriege, der mit seinen Schrecken unvermindert weitergeht. Ja für das Sauerland beginnen jetzt erst die allerschwersten Kriegsjahre, in welchen nun auch die Hessen in den Tälern der Lenne und Volme erscheinen.

In kann die weiteren Durchzüge und Einlagerungen nicht im einzelnen aufzeigen, weise aber ausdrücklich auf das Jahr 1636 als eines der allerschlimmsten Pestjahre für die ganze Mark hin. In Altena wütete diese Seuche so furchtbar, daß innerhalb vier Monate von 2800 Einwohnern 687, also mehr als der vierte Teil, starben. Aehnlich sah es in Hagen aus, wo in der Stadt 600, im Kirchspiel 2400 Menschen dieser Bürgerin zum Opfer fielen. In Boele und Dahl, die bei dieser Zahl nicht eingeschlossen sind, wird sie ähnlich gehaust haben.

In einem Schreiben der Adligen des Gerichtes Hagen gegen das Gericht Schwelm wird ausgeführt, daß das Gericht (d. h. der Gerichtsbezirk) Hagen zu seinem höchsten Verderben an der Kölner Straße gelegen, über die sich fast alle Durchmärsche zwischen Rhein und Elbe bewegten, also ganzlich ruiniert sei, daß darin fast keine lebende Seele mehr zu finden wäre, da die Bewohner wegen der Unerträglichkeit der hohen Kriegskosten von Haus und Hof verwichen. Aehnlich wird aus demselben Jahre berichtet, daß es der Bevölkerung des Gerichtes Hagen unmöglich sei, das schuldige Drittel der festgesetzten Abgaben aufzubringen. „Darum mit Verlassung Haus und Hofes in die verborgenen Wälder kriechen und schwarzen Hungers verderben müssen." Das Gericht habe seit Anfang der Welt niemals in größerer Drangsal und Calamität gestanden.

Wer erkennen will, wie unbeschreiblich trostlos es in den meisten Orten an der unteren Volme und Lenne gegen Ende des Krieges aussah, der lese einmal die Beschreibung der Höfe der Gemeinde Dahl an der Volme, wie sie der Dortmunder Historiker Schnettler nach Akten eines Steuerstreites aus dem Jahre 1645/46, und nach ihm Werner Ide in seiner vortrefflichen Geschichte der Bauerngemeinde Dahl gegeben hat. Ich greife nur einige Beispiele heraus.

Der Hohenhof, Dahlsches Lehen (d. h. Besitz des Adligen von Dahl), ist vollkommen vernichtet. Ein Haus ist nicht mehr vorhanden, das Bergland verwüstet. Hof Lehrkind. Das Haus ist umgefallen. Seit mehr als sechs Jahren haust der Besitzer mit zwei Kindern in einer elenden Hütte am Bohm (der Hofstinde). Das Land ist mit Heide und Büschen bewachsen. Steiner Hof, wieder Dahlsches Lehen, vollkommen verwüstet. Der Gutspächter ist 1645 mit seinem Pferde verbrannt. Hof Dirkshausen. Gumpert hat zwei Rinder gemietet und ernährt sich und seine zwei Kinder mit Hacken und Roden. Gerste und Weizen wächst auf seinem Lande nicht. Hafer hat er zwar gesät, muß ihn aber noch grün vom Halm verkaufen, um den Betrag für die Contribution zusammenzubringen. Das Gebäude ist, wie der dazugehörige Wald, teilweise verbrannt. Und der Hof hat noch tausend Thaler Schulden. Das Kirchengut Schomeker in Hunsbich ist gegen Ende des Krieges verbrannt. Martin zum oberen Völling und Johann zum niederen Völling, beides große Höfe, halbe Erbpachthöfe, sind völlig zerstört. Freigut Hengstenberg. Das Haus ist so baufällig, daß es geflitzt werden mußte. Niederste Hobreck, ein Lehenshof. Das Haus ganz baufällig und ohne Dach. Johann Hobreck ernährt sich mit der Schubkarre. Hieronymus Deipenbrink, halber Lehenshof. Das Haus ist verkommen und baufällig. Ein gebrechlicher armer Mann, der mit seinen fast nackten Kindern von Almosen lebt. Gomann (Finking) Vinking. Einer der Stammhöfe unserer Familie, ist eine wüste Pachtkottenstätte, da kein Haus auf ist, wüstes Heideland. Niederste Katwinkel. Verschuldeter Erbhof. Das Haus ist umgefallen.

So geht es von Hof zu Hof. Ein erschütterndes Bild eines durch den langen Krieg fast ganz zerstörten Dorfes. Gab es 1631 trotz aller Stürme, die schon das ganze Gebiet heimgesucht hatten, noch 64 steuerpflichtige Bauern, mit einem Steuersoll von etwas mehr als 100 Reichthalern, so waren es 1646 nur noch 27, auf denen man mit Mühe 6 Thaler zusammenbringen konnte. Alle anderen waren wüste Trümmerhaufen, und die noch stehenden Gebäude trugen auch, wie wir sahen, deutlich die Zeichen der wilden Zeit. 1646 aber wird Dahl schon wieder von den Schweden heimgesucht. Wahrscheinlich sind auch in Dahl wie in den meisten Orten an Lenne und Volme, etwa zwei Drittel der Bewohner zugrunde gegangen. Ihr schließt seine Uebersicht über die verheerende Wirkung des Krieges mit den Worten: „Anzunehmen ist auch hier, daß der Bauer sich nicht wehrlos den wilden Horden ergab. Mancher Schwede, Spanier und deutscher Soldknecht mag in den Tälern wie wild gehetzt worden sein, von Keulen erschlagen, im Gestein verscharrt."

Wie groß die Armut war, zeigt auch ein Brief der Witwe Sibylle Margarete von Torck, damaliger Besitzerin des adligen Hauses Dahl, an die Gräfin von Limburg, von der sie wohl in ihrer wachsenden Bedrängnis ein Kapital entliehen hatte. In dem Brief bittet sie um Nachlaß eines Teiles der rückständigen Zinsen, mit dem Hinweis darauf, daß trotz des großen Besitzes im Hause Dahl die nötigen Lebensmittel nicht zu erzwingen wären, da von den verwüsteten Gütern nichts einkam. Diese Notlage zwingt sie auch, im Jahre 1651 das Haus Dahl mit seinem gesamten Grundbesitz, sehr großen Wäldern und vielen Höfen, an den Dortmunder Kaufmann Kaspar Diefhaus zu verkaufen. Also bittere Not überall.

Endlich schlug anno 1648 die Stunde, da nach jahrelangen schleppenden Beratungen in Münster und Osnabrück der Friede geschlossen wurde, und der Wahnsinn dieses mörderischsten aller Kriege ein Ende fand. Die Truppeneinlagerungen und Contributionen dauerten aber trotzdem noch bis ins Jahr 1649. Doch zuletzt hörten auch diese auf. Es war ein verödetes, bettelarmes Land, über dem die Strahlen der Friedenssonne wieder zu leuchten begannen. Und doch ist auch diese unaussprechlich große Not, wenn auch durch Jahrzehnte lange harte Entbehrungen und Mühen überwunden worden und neues Leben aus den Ruinen emporgeblüht. Da erkennen wir, was zäher deutscher Arbeitswille vermag.

G. Herbers, Duisburg.

Alter und Tod im westfälischen Sprichwort.

Von A. H. Bleskes.

Wem ist nicht die alte Scherzfrage bekannt: Jeder möchte es gerne werden, aber keiner möchte es sein? Antwort: alt. Nicht wahr, das stimmt, und besonders bei der Jugend ist es nur zu verständlich, daß sie an das Altwerden kaum denkt und auch nicht gerne daran erinnert werden will. In einer ihr selbst kaum zum Bewußtsein kommenden Grausamkeit benutzt sie bisweilen vielleicht gar das Wort „alt" als Vorwurf. Freilich, von einem schlagfertigen „Alten" muß sie sich bei solchen Gelegenheiten dann den ganz unmißverständlichen Ratschlag gefallen lassen: „Wenn dinu nit aolt wären wost, dann laot di jung hangen." („Wenn du nicht alt werden willst, dann laß dich jung hängen.") Dazu wird wohl kaum jemand Lust verspüren, und darum bleibt ihm dann eben nur die andere Möglichkeit, nämlich weiterzuleben und damit an jedem Tage dem Altwerden und dem Tode einen Schritt näher zu kommen, denn

Ein Tag sagt es dem andern:
Das Leben ist ein Wandern
zur großen Ewigkeit!

Das kündet sich auch rein äußerlich in allerlei Alterserscheinungen an, beim einen mehr, beim andern weniger. Während dieser noch gerade und aufrecht einhergeht, ist der andere „gebeugt von der Fülle der Jahre" und muß sich mit gutmütigem Spott sagen lassen: „Dui geuht et ä me Kauhstät: diu wäst in de Aere!" („Dir geht es wie dem Kuhschwanz, du wächst in die Erde!") Wenn nun jeder gerne alt werden und dem Tode recht lange fern bleiben möchte, so ist es zu verstehen, daß man nach Rezepten fragt, die dazu verhelfen können. Gewiß besteht die eiserne Tatsache: „Giegen dien Däod ies kein Kriut wassen!" („Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen!") Aber vielleicht ist es doch nicht so ganz unmöglich, daß Arbeit, Mäßigkeit und Ruhe dem Arzte die Tür zuschließen, so meint ein anderes Wort in bezug auf den Tod: „Wai well wären aolt, dai matt sick wahren vüör Sluer und Saolt!" („Wer will werden alt, der muß sich hüten vor Essig und Salz!") Hier wird besonders die Mäßigkeit in Verwendung scharfer Gewürze gepriesen, und wir glauben, daß da gerade unsere heutige medizinische Wissenschaft auf dem gleichen Standpunkte steht. Andere Sprichwörter wissen wieder die Wohltat des kühlen Kopfes und der warmen Füße in das rechte Licht zu setzen. Auch die Jahreszeiten stehen, besonders in ihren abnormen Auswirkungen, zu den Todesursachen in einem bestimmten Verhältnis. Die Volkserfahrung will wissen, daß dann die meisten Leute sterben, wenn „dat Läof van dien Boimen geuht aoder wenn et op de Boime küemmet!" („wenn das Laub von den Bäumen geht oder wenn es auf die Bäume kommt!"), also im Herbst und Frühling. Auch ein milder Winter ist nicht gerade zuträglich: „Beuke Winter — fette Kiärkhüöwe!" („Weiche Winter — fette Kirchhöfe!") Der alte Mensch fängt dann leicht an zu kränkeln und das kann solche Fortschritte machen, daß der Tod den Kranken scheinbar schon gezeichnet hat, daß man sagt: „Hai rüket naa der Schüppe!" („Er riecht nach der Schüppe!"), und daß man prophezeien zu können glaubt: „Hai geuht in de Raimen!" („Er geht in die Rüben!") oder „Hai hiät et leste Hoi op der Roipe!" („Er hat das letzte Heu auf der Raufe!") Aber alle Propheten essen auch nur Brot, und irren ist menschlich. Gerade der kränkelnde Mensch kann gegen alle Erwartung recht lange leben: „Krakende Wagen foihert am längsten!" („Knarrende Wagen fahren am längsten!") Da wird ein Mensch wieder gesund, der sich schon damit getröstet hat: „Dimaol mait di alle stiärwen, un vui sind Guott bläöß reinger. Man dachte zur damaligen Zeit Brot aus Eicheln, Hanfkörnern und Wurzeln, und doch, so Däod schüllig!" („Einmal müssen wir alle sterben, und wir sind Gott nur einen Tod schuldig!"). Aber er freut sich dann doch, wenn der „schwarze Fürst der Schatten" noch einmal an ihm vorbeigegangen ist, denn der Mensch hängt am Leben, selbst wenn es ihm gar nicht viele Sonnentage beschert haben sollte. Das ist eben der natürliche Drang gegen alles Sterben und Vergehen, und wenn man sich Erfolg davon verspräche, griffe man auch zu absonderlichen Mitteln: „Wenn et de Ruike afkäopen un de Ame aufläopen könn, dann stürwe kein Mensche!" („Wenn es der Reiche abkaufen und der Arme ablaufen könnte, dann stürbe kein Mensch!") Der heitere Volksmund weiß noch von einem andern Mittel zum Altwerden zu sagen: Man muß nur einen recht sausen und langsamen Menschen als Boten zum Tod schicken: „Wenn me dai nao me Däoe schicket, dann hiät me Jutsicht, aolt te wären!" („Wenn man dich zum Tode schickt, dann hat man Aussicht, alt zu werden!") Aber endlich kommt doch für jeden Menschen sein letztes Stündlein, es sei nun früh oder spät. Es ist auch gleichgültig, an welcher Krankheit jemand stirbt, ob an Erkältung oder Hitzschlag, an Altersschwäche oder sonst einer Gebrechlichkeit. Das spielt gar keine Rolle, denn: „Jeuder Däod well suine Aoesake hewwen!" („Jeder Tod will seine Ursache haben!")

Und auch vor einer so „tod"ernsten Angelegenheit, wie es das Sterben doch ist, macht der harmlose Volkshumor nicht Halt. Da weiß man zu berichten: „Hai hiät de Kahr rüöwerschlagen!" oder „Hai hiät et Ohmhalen vergätten!" („Er hat die Karre übergeschlagen, umgekippt!" oder „Er hat das Atemholen vergessen!") Oder man erhält auf die Frage nach der Krankheit des Verstorbenen die dunkle Antwort: „Hai starf an der Lüdenscheider Krankheit!" Und was ist das? — „Hai at der nit bui!" („Er starb an der Lüdenscheider Krankheit!" — „Er aß nicht dabei!") Dann kommen die Vorbereitungen zum Begräbnis: „Hai ies in der lesten Wäste!" („Er ist in der letzten Wäsche!"), und endlich ist er so weit, daß man von ihm sagt: „Se het iehme dien Kopp naa der Sunnen drägget!" („Sie haben ihm den Kopf nach der Sonne gedreht, geteristische Lage des Begrabenen.) Dann hat alle Erdennot ein Ende, und Leid und Streit ist vergessen. Gewiß ist es, daß der Tod zu jedem Menschen kommt und auch, daß wir im Tode alle gleich sind, wie es die mancherlei „Totentänze" mittelalterlicher Kunst beweisen. Da stimmt es sicher: „Wenn ies uns dien Diechel op de Nase dauet, dann he'vi alles gnaug!" („Wenn sie uns den (Sarg)deckel auf die Nase tun, dann haben wir alles genug!", d. h. wir sind wunschlos.) Aber in dem „Wie" des Sterbens liegt doch ein großer Unterschied, und auch davon weiß uns das Sprichwort manches Beherzigenswerte zu berichten. Es ist schon nicht gleichgültig, ob ein Armer oder ein Reicher stirbt. Das macht sich schon rein äußerlich bei der Beerdigung bemerkbar: „Stirwet de Ruike, dann geuht alles miet der Luike; stirwet de Arme, dann geuht et, dat sich Guott arbarme!" („Stirbt der Reiche, dann geht alles mit der Leiche; stirbt der Arme, dann geht es, daß sich Gott erbarme!"). Und nun erst die lachenden Erben beim Tode des Reichen: „Wenn 't miet me ruiken Manne geuht laum Stiärwen, dann lachet gewöhnlich suine Järwen!" („Wenn 's mit dem reichen Manne geht zum Sterben, dann lachen gewöhnlich seine Erben!") Dann singt man sein Lob in allen Tonarten. Ueberhaupt: Man braucht nur zu sterben, wenn man gelobt und nur zu heiraten, wenn man getadelt werden will: „Wenn me luowet wären well, matt me däodhuieraoten." Auch das Sterben des Geizhalses ist keinalltägliches. Er kann sich nicht trennen von seinen aufgespeicherten Schätzen, und wenn er darüber auch zum Narren wird, wie wir es im Evangelium vom reichen Kornbauer hören. Wie grob das Anklammern an vergänglichen Erdentand ist, möge in drastischer Weise folgendes Wort erhärten: „Wenn hai ame Däodsahn ies, un me hält iehme dann en Daler unner de Nase, dann hüemmet hai wuier bui sick." („Wenn er am Todgehn (sterben) ist, und man hält ihm dann einen Taler unter die Nase, dann kommt er wieder zu sich!") Für Wesentliches und Wichtiges hat der Geizige kaum einen Blick, doch „tausend wirft er mit Entsetzen nach den mit Angst vergrabenen Schätzen".

Auch mit den Menschen, deren auffälligster Besitz eine böse Zunge ist, beschäftigt sich das Sprichwort. Falsche Zungen stechen noch schlimmer als Dornen und Disteln, und ihr boshaftes Leben ist so zähe, daß es beim Tode des betreffenden Menschen noch besonders vernichtet werden muß: „Wenn dai stirwet, matt me de Tunge nao ex.ao dräod schlagen wären." Allerdings wird ja auch für die böseste Zunge einmal das Ende kommen, und man bringt sie vielleicht doch einmal durch den Hinweis zum Schweigen: „Wenn se di am Reupe het, dann hiät och de Miule Fuieraowend." („Wenn sie — nämlich die Sargträger dich — am Seil haben, dann hat auch das Maul Feierabend".) Wenn ein solcher Mensch zur letzten Ruhe gebracht worden ist, dann stellte man aufatmend fest: „Dao ies ne guere Saot an der Aeren" oder: „Dao ies en guet Unkriut van der Welt runner." („Da ist eine gute Saat an der Erde" oder: „Da ist ein gutes Unkraut von der Welt herunter — „Gut" natürlich im ironischen Sinn.) Man kann da die nachgerufene Verwünschung ganz gut verstehen: „Sech woll, diu möchst im Hiemmel de Kuiwitte haien!" („Ich wollte, du müßtest im Himmel die Kibitze hüten.")

Viel besser, als zu den oben geschilderten Menschen zu gehören, ist es natürlich, wenn man den getreuen Haushaltern zugerechnet werden kann. Die können „ohne Furcht und Graun dem Tod ins Auge sehn". Und was hilft das Fürchten auch? Luther meint: Zittern hilft nicht für den Tod! Im Gegenteil, die Furcht vor dem Tode mache ihn noch schwerer. Darum: „Wann de Tuit dao ies, matt och de Mann dao fuien." („Wenn die Zeit da ist, muß auch der Mann da sein.") Ja, es ist gut, dem Dunklen als ein Mann entgegenzusehen.

Und ein Letztes ist noch zu bedenken. Gewiß, die Toten können sich nicht wehren und müssen es sich gefallen lassen, ob man nun liebes von ihnen redet oder nicht: „De Daoen sind nit kiettelig." („Die Toten sind nicht kitzelich.") Hüten wir uns aber vor pharisäischem Hochmut, der, wenn das Sprichwort auf schlechte Menschen hinweist, spricht: Damit bin ich nicht gemeint. Es ist zu bedenken: Alle Menschen müssen sterben! Ja noch mehr: Es ist gesetzt den Menschen einmal zu sterben und danach das Gericht! Wer aber diesem Bibelwort nicht glauben will, der mag es sich von Friedrich Schiller sagen lassen:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
es ist ihm keine Frist gegeben.
Es reißt ihn mitten aus der Bahn,
bereitet oder nicht, zu gehn —
er muß vor seinem Richter stehn!

Hexenwesen im Ennepetal.

Als noch die Folter wütete.

Die Früchte waren in den Jahren 1629 bis 1632 wie im Westfälischen so auch im Ennepetal schlecht geraten. Dadurch war dann, neben den Kriegswirren das Elend sehr groß, und auch in unserer Heimat starben viele Menschen vor Hunger. Man dachte zur damaligen Zeit Brot aus Eicheln, Hanfkörnern und Wurzeln, und doch, so was indessen diese unheilvollen Zeit am besten charakterisiert und das Elend bis zum Uebermaß gesteigert, war der unglückliche Wahn des Hexenwesens, welcher sich nie mehr zu einer solchen Höhe erhob, als in diesen, ohnehin schon unglücklichen Jahren des 30jährigen Krieges. In dem Hexenwahn fand man die Ursache aller herrschenden Krankheiten, des Viehsterbens, des verwüstenden Ungewitter, aller Haus- und Landplagen. War dann eine Gemeinde irgendwo im Westfälischen von einem solchen Unglück heimgesucht, dann konnten einzelne Personen bald verdächtig genug erscheinen, als ob sie dies durch ihre Zaubereien herbeigeführt hätten. Das sogenannte Hexenpulver spielte bei der Untersuchung eine Hauptrolle. Sollte dies auf die Bäume gestreut worden sein, so verdarb das Obst, auch wenn der Wurm die Blüte genagt, oder der Maifrost sie gestört hatte.

Ohne Zweifel hatte aber das Unglück der Zeiten den meisten Anteil an diesem gesteigerten Wahne. Bei dem furchtbaren Drucke, unter dessen Einfluß das Volk stand, war das Gemüt derer, welche nicht in den Tag hinein lebten, leicht einer tiefen Melancholie ausgesetzt. Der Wahn von diesem Hexenwesen war aber so tief in den Geist der Zeit eingedrungen, daß bei dem Hange des Menschen zum Wunderbaren, niemand an dem Vorhandensein dieses Zauberwesens zweifelte. Trüb gestimmte Personen, von wilden Kriegern geängstigt, von ungeheuren Abgaben zu Boden gedrückt, jeden Tag mit Not und Sorgen kämpfend, von pestartigen Krankheiten, die das Hirn angriffen, befallen, wähnten anfangs vom Teufel versucht zu werden, und dann dessen Besuche zu erhalten und von diesem oder jenem Bösen angereizt zu werden. Gewiß hatte der, durch viele traurige Umstände gesteigerte Nervenreiz, einen Zustand des Träumens und des Wahnwitzes hervorgebracht, der den Gedanken an solche Teufelserscheinungen begünstigte und den einmal angenommenen Wahn ganz unheilbar machte.

Nach einer in einem Düsseldorfer Archiv aufgefundenen Urkunde aus dem Jahre 1745 waren in den Jahren 1631 und 1632 auch „mehrere Eingepfarrte der Gemeine Gevelsberge diesem Wahn zum Opfer gefallen". An einer Stelle des betreffenden Schriftstückes heißt es dann: „... als über den Christian Johann tem Myllringhus to Gevelsberge zu Verhör gesessen wurde, welcher beschuldigt ward, mit einer zu Vollmestein befindlichen Hexe einen Pakt geschlossen, ward zu vörderst beschlossen, daß das Verhör auf Kosten des Deliquenten gehe und man sich nichts fehlen lasse. Kost und Wehn würden beym ersten Wirthe geholt". Da gewöhnlich das Vermögen der zu